

## **Einführung zur Ausstellung „Bitte recht freundlich ...“ mit Arbeiten von Angelina Konrad im Kurfürstlichen Gärtnerhaus Bonn am 5. Juni 2011**

### **Gudrun von Schoenebeck M.A.**

Wer die Entwicklung von Angelina Konrads künstlerischem Tun in den vergangenen zehn Jahren mitverfolgen konnte, stößt immer wieder auf mehrere Konstanten.

Angelina Konrad ist eine Perfektionistin. In der Arbeitsweise systematisch, zielstrebig, genau und immer selbstkritisch an ihrem hohen Anspruch arbeitend. Dass sie dabei nichts dem Zufall überlässt, wäre aber genau der Schluss, den man nicht ziehen darf. In kalkulierten Grenzen spielt der Zufall sehr wohl eine Rolle, was die Arbeiten – auch die, die wir heute hier sehen – mit Energie aufladen und außerdem dazu führen, dass keiner der in Zehnerauflage hergestellten Drucke identisch mit einem anderen ist.

Angelina Konrad ist eine Entwicklerin. Wir lesen aus ihren Arbeiten einen Willen dran zu bleiben, gut durchdachte Experimente zu wagen und in Serien den Dingen auf den Grund zu gehen. Das gilt sowohl für die Wahl der Motive, als auch für die Wahl des Materials sowie für die Wahl der künstlerischen Technik. Das, was die Künstlerin interessiert, verfolgt sie solange weiter, bis eine überzeugende Form entstanden ist.

All das gilt auch für die Ausstellung, die heute so klar und sommerlich im Gärtnerhaus hängt. „Bitte recht freundlich ...“ ist der gelungene Abschluss einer Trilogie, die Angelina Konrad „Verschlusszeit“ genannt hat und die sich mit fotografieren und fotografiert werden beschäftigt.

Der Einstieg in das Thema begann vor etwa sieben Jahren mit privaten Fotos. Vor allem die Bilder aus dem Familienalbum der 60er bis 80er Jahre wurden zum Ausgangsmaterial für die Zeichenserie „Auf der Suche nach der photographierten Zeit“. Es sind Alltagsschnappschüsse, Familienanlässe wie Kommunion oder Geburtstag oder Szenen aus dem Urlaub, die wir zu kennen glauben, weil wir sie so oder ähnlich ebenfalls in unseren eigenen Fotoalben verwahren. Angelina Konrad bewegt sich hier genau an der Schnittstelle zwischen privatem Erinnern und kollektivem Gedächtnis. In ihren Zeichnungen erfasst sie die Situation mit wenigen Linien, ohne die Akteure preiszugeben.

Im zweiten Teil widmete Angelina Konrad sich dann den „Obscuren Fotografen“. Also gewissermaßen den Hintermännern der Fotos, die ja ebenso offensichtlich Bestandteil des Fotos sind, wie sie im Unsichtbaren bleiben. Die Serie könnte beinahe eine gesellschaftliche Studie sein, verrät sie uns doch einiges über Kameras und die, die sie

auslösen. Da gibt es Modelle mit großen Objektiven und Blitzgeräten, digitale Kameras, bei denen der Fotograf das Motiv aus einiger Entfernung auf dem Display erkennt oder digitale Spiegelreflexkameras, die man wie früher die analogen Geräte direkt vor dem Auge hat. Indirekt fragt diese Serie nach dem eigenen fotografischen Verhalten. Gehören wir zu den Knipsern oder zu den Arrangeuren, sind uns teure Statuskameras wichtig oder bevorzugen wir kleine, handliche Apparate, die wir jederzeit in der Tasche verschwinden lassen können?

Jetzt, im dritten Teil der Verschlusszeiten-Serie treffen Fotografen und Fotografierte aufeinander. Jedem Fotomotiv ist ein Fotograf oder eine Fotografin zugeordnet. Sehr schnell offenbart sich aber nun der doppelte Boden in dieser Paarung. Was sehen wir überhaupt? Einen Fotografen, der die Szene im gegenüberliegenden Bild fotografiert? Kann das überhaupt möglich sein? Stimmt die Perspektive? Welchen Standpunkt nehmen wir als Betrachter gegenüber diesen Szenen ein?

Kennen wir vielleicht die Person, die die Geburtstagstorte anschneidet, oder die Frau im Zugabteil? Das „Picknick“ erinnert uns an Edouard Manet, aber hat Claude Monet nicht auch Picknick-Bilder gemalt? Wirkt das Kostüm der Dame mit der Eistüte nicht ein wenig altmodisch? Warum wurde sie oder die Frau auf dem Rand der Badewanne überhaupt fotografiert?

Und dann die Farben. Das Mädchen im „Freibad“ rutscht direkt ins kühle, blaue Nass, ein Kind mit dem Rechen steht inmitten der großen, grünen „Wiese“ und der „Karpfen“ schwimmt im Blaugrau einer Wanne vermutlich um sein Leben. Aber ganz so offensichtlich ist es nicht überall. Angelina Konrad mag sich nicht auf illustrative Farben festlegen lassen und so könnte man ein grünes „Zugabteil“ oder die in rot-orange getauchte Szene am Bahnhof vielleicht als gefühlte Farbgebung empfinden. In jedem Falle schafft die Farbe einen gemeinsamen Raum, in dem der Fotograf und sein Motiv offensichtlich agieren. Es ist ein fiktiver Raum, denn die Trennung beider Akteure durch die deutliche Lücke zwischen beiden Bildräumen ist nicht weg zu verhandeln.

Wer Arbeiten von Angelina Konrad in den letzten Jahren gesehen hat, kennt bereits ihre Vorliebe für die Weinfilterschichten. Per Zufall von ihr in den Rhöndorfer Weinbergen entdeckt, haben sich diese Zelluloseschichten, die bei der Weinherstellung gebraucht werden, als originelles und wunderbar vielseitiges Künstlermaterial erwiesen. Die industriell vorgefertigten Platten – bei einigen Blättern hier in der Ausstellung sieht man noch die Typenbezeichnung des Werks – saugen die Farbe begierig auf. Das macht den Druck spannend, aber nicht einfacher.

Die meist zarten Linien der Zeichnung, die von der Künstlerin auf die Linolplatte übertragen wurde, dürfen beim Druck nicht mit Farbe volllaufen. Beim allzu zögerlichen Auftrag aber deckt die Farbe nicht und das Motiv wirkt wie weggewischt. Angelina Konrad sucht die malerische Wirkung, die der Linoldruck auf Weinfilterschicht bietet. Hier aber muss sie sorgsam vorgehen und den kalkulierten Zufall einplanen, von dem ich eingangs gesprochen habe. Dann entstehen im Farbgrund flockige oder aufgehellte Stellen, je nachdem wie die Walze die Farbe verteilt hat. Manchmal ist es naheliegend und auch möglich, dies inhaltlich auf das Motiv zu beziehen. Etwa, wenn das Kind auf dem „Kettenkarussell“ direkt in die Wolken zu fliegen scheint oder der Boden unter dem „Bulldog“ wie ein winterlicher Acker wirkt. Man kann diese malerischen Effekte aber auch als belebende Zutat für unseren Vorstellungsraum wahrnehmen.

Denn die Motive erscheinen einerseits deutlich und weiß in ihren Konturen und gleichzeitig wirken sie wie aus der Zeit herausgefallen. Die Bilder erzählen Geschichten, aber welche das sind, muss jeder für sich herausfinden. Die Ahnung, dass den Motiven einmal Privatfotos zugrunde lagen, ist immer noch spürbar, steht aber nicht mehr im Vordergrund. Die Linienführung wirkt beiläufig, oft endet die Linie irgendwo oder setzt unvermittelt an, die Gesichter sind nicht ausgearbeitet, oder es fehlen gar die Köpfe ganz.

Die Prämisse, die diesen Bildern, ja der gesamten Ausstellung, zugrunde liegt, ist das genaue Gegenteil dessen, was wir für die Bilder, die uns täglich überfluten, als gegeben hinnehmen. Das gilt insbesondere für die Fotos, die uns die Medien wie Zeitung, Fernsehen und Internet liefern. Wir glauben, etwas zu wissen, wenn wir sie sehen. Wir glauben daran, dass diese für uns ausgewählten Bilder Bedeutung widerspiegeln.

Bei den Bildern, die wir heute vor uns haben, wird auf Anhieb klar, dass wir nichts wissen. Nicht wo, nicht wer, nicht wann oder warum. Die Bedeutung der Bilder mache jeder mit sich selbst aus. In das, was Angelina Konrad nur andeutet oder weglässt, stoßen wir unwillkürlich vor, besetzen es mit Bedeutung.

Wer weiß? Vielleicht ergibt sich sogar eine vollständige Geschichte?! Eine mit mehreren Kapiteln, die zum Beispiel dann erzählt wird, wenn man sich einer Wand zuwendet und sich dem jeweiligen Zusammenklang der fein aufeinander abgestimmten Farben überlässt. Das Ende dieser Geschichte könnte so ausgehen, dass der Fotograf die Kamera sinken lässt und das leere Bild verlässt.